

Streifzüge durch die fränkische Literatur

Von Hermann Otto Thiel

Während des Krieges und in den ersten Nachkriegsjahren haben es Leser und Bibliothekare oft und immer wieder bedauert, daß ihnen der Blick über den Zaun und über die Landesgrenzen in das Literatur- und Kulturleben der anderen Völker verschlossen war. Diese Jahre der geistigen Verarmung sind längst vorüber und wir freuen uns, daß die besten Bücher der skandinavischen, anglo-amerikanischen, der französischen und italienischen Literatur in guten Übersetzungen in unseren Büchereien zu finden sind.

Diese erfreuliche Entwicklung enthebt nicht der Aufgabe, der auf dem heimatlichen Boden erwachsenen Literatur aus alter und neuer Zeit unser Augenmerk zu schenken und sie bereithalten in dem Maß, wie es die heimatliche Kulturpflege in unserer Zeit und am jeweiligen Ort erfordert. Es soll hier nicht der sentimental und romantischen Heimatliteratur der wilhelminischen Ära und erst recht nicht der Blut- und Bodenliteratur eines verflornten System das Wort geredet werden. Ich will versuchen, in einem Streifzug einen Überblick zu geben über die fränkische Literatur und zwar soll der erste Teil der literaturgeschichtlichen Entwicklung gewidmet sein, während der zweite Teil einen Querschnitt zu geben versucht durch die fränkische Gegenwartsliteratur seit der Jahrhundertwende.

Die reiche Ernte, die bei der Auswahl zu sichten war, zwang dazu, auf Romane zu verzichten, deren Handlung sich zwar auf dem Hintergrund der fränkischen Landschaft abspielt, die aber von nichtfränkischen Autoren geschrieben wurden. Als Beispiele nenne ich nur den bekannten historischen Roman „Der König von Rothenburg“ des Thüringers Paul Schreckenbach und „Die große Mutter vom Main“ des Braunschweigers Adolf-Arthur Kuhnert.

Aber auch ohne diese Autoren mußte in dieser Darstellung auf eine große Zahl fränkischer Erzähler und Dichter verzichtet werden, die aus den verschiedensten Gründen nicht unterzubringen waren, angefangen bei dem Mundartdichter und Jugendschriftsteller Franz Bauer, über Christoph von Schmidt aus Dinkelsbühl und den Heimatforscher Merckenschlager bis zu dem Verfasser der Romane „Kaspar Lederer der Schulz“ und „Der Pfarrer von Gollhofen“, Wilhelm Schmerl aus Markt-Einersheim, auf den viel zu früh verstorbenen Wilhelm Kunze aus Nürnberg und den hier ansässigen Novellisten und Lyriker Hans Pflug-Franken, auf Ernst Heimeran, wie auf jene Frauen, die den Kranz der fränkischen Dichtung bereichert haben, z.B. Anna Kupfer aus Roßtal, Olga Pöhlmann aus Nürnberg und die mit 30 Jahren verstorbene Dichterin Maria Luise Weißmann.

I.

Mittelfranken ist ebenso die Heimat *Wolframs von Eschenbach*, des tief-sinnigsten Dichters des deutschen Mittelalters, wie die *Hans Sachsens*, des

Meistersingers und spottend-heiteren, naiven Erzählers und kritischen Umweltrichters. In der Dichtung Wolframs verbindet sich das Weltlich-Ritterliche mit dem mystisch-geistlichen Idealen der ritterlichen Welt. In den Meistergesängen, den Fastnachtsspielen, Fabeln und Schwänken Hans Sachsens repräsentiert sich die kleinbürgerliche, die handwerklich-bäuerliche Welt mit ihrem Wirklichkeitssinn. Mystik und Rationalismus sind zwei Wesenszüge mittelfränkischer Dichtung und Poesie vergangener Jahrhunderte. Den mystischen Zug vernehmen wir eindringlich schon bei dem *Mönch von Heilsbrunn* in dem Geheimnis seiner Freude, dem göttlichen Minnedienst, und in den Lebensbekenntnissen und Visionen der Nonne und Priorin des Klosters Engelstal, *Christine Ebner*, in dem Büchlein „Von der Gnaden Überlast“. — Auf der anderen Seite dürfen wir die großen Humanisten Johann von Schwarzenberg, der Cicero verdeutschte, ferner den gekrönten Dichter Konrad Celtis aus Wipfeld bei Schweinfurt und Willibald Pirckheimer, der sein Haus in Nürnberg zu einem „Asyl der Poeten“ machte, nicht übersehen. Noch mehr gilt dies für *Ulrich von Hutten*, den kampflustigen Ritter und politischen Revolutionär. In seinem „Gesprächsbüchlein“ führt er die von Lukian übernommene Kunstform des Dialogs als Kampfmittel in die deutsche Literatur ein und wir begegnen in ihm dem ersten Volksschriftsteller und bedeutenden Journalisten.

Auf dem Wege zur zweiten Blüteperiode der deutschen Dichtung registriert die Literaturgeschichte als Beiträge unseres mittelfränkischen Raums den Nürnberger Singspieldichter *Jakob Ayrer* in der Nachfolge unseres Hans Sachs, ferner den ebenfalls in Nürnberg beheimateten Begründer des „Pegnesischen Blumenordens“, *Georg Philipp Harsdörffer*, dessen 300. Todestag wir im vorigen Jahre gedenken durften, der sich nicht nur mit seinem „Poetischen Trichter“ um die musischen Kunstgriffe der deutschen Dicht- und Reimkunst, sondern ebenso verdienstvoll um die Sprachpflege bemühte, die Sucht nach Fremdwörtern bekämpfte und Lehrstühle an Universitäten und Lehrer der deutschen Sprache forderte. Seine in sieben Auflagen erschienene Sammlung „Der große Schauplatz jämmerlicher Mordgeschichte“ ist ebenso vergessen, wie die „Hundert denkwürdigen Begebenheiten“, die einst viel gelesen wurden. Geblieben sind seine Verdienste um die Erweiterung des deutschen Sprachschatzes durch seine Wörterbücher aus den Handwerksberufen und seine Schutzschriften.

Zum Dichterkreis des „gekrönten Blumenordens“ zählte auch *Sigmund Birken*, bekannt durch Gelegenheitsgedichte, „Die poetischen Birkenwälder“, bei dessen Gedanken sich stärker mystische Einflüsse nachweisen lassen, deren Wurzeln wohl auf das väterliche Erbe — er stammte aus Eger — zurückzuführen sind.

In der Folgezeit gehörte zu diesem Kreis auch der Ansbacher Goldschmiedesohn und spätere Geheime Justizrat *Johann Peter Uz*, der Freund Gleims, der etwa 100 Jahre später mit seinen „Lyrischen Gedichten“ und dem „Sieg des Liebesgottes“ von sich reden machte. Zu seinem Ansbacher „Kränzchen“ zählten der heute vergessene Johann Friedrich von Cronegk, der aus der Nördlinger Gegend gebürtige Karl von Knebel, ferner Karl Siegmund von Seckendorf aus Erlangen und Leo von Seckendorf und Julius von Soden, beide aus Ansbach.

Zu den mit Recht vergessenen Schriftstellern von Jean Paul zählt weiter der weitgereiste *Wilhelm Friedrich von Mayern* aus Ansbach, wenn auch Josef Nadler seinem Roman „Dya-Na-Sore“ oder „Die Wanderer“ großen Erkenntniswert zubilligt.

Mit Johann Paul Friedrich Richter, gen. *Jean Paul*, 1763 in Wunsiedel im Fichtelgebirge geboren, begegnen wir endlich einem der Großen im Reich der Dichtung, der an „Macht der Phantasie und Tiefe des Gemüts keinem anderen deutschen Dichter nachsteht, an Humor aber jeden übertrifft“. Wenn sein „Titan“ und die „Flegeljahre“, die 1958 im Reclam-Verlag in einer Neu-Ausgabe herauskamen, aber auch seine idyllische und satirische Dichtung in den Büchereien kaum noch Leser finden, trotz der Größe der Charaktere und dem Glanz der Natur- und Seelenschilderungen, so liegt es wohl daran, daß der moderne Mensch nicht mehr Zeit und Muße findet, dem verschwenderischen Reichtum seiner Sprache und dem kapriziösen Geist seiner Dichtung bis in die letzten Winkel seiner Glückseligkeit zu folgen.

Welche Weisheit und Weltfrömmigkeit tritt uns hier entgegen; welcher Wirklichkeitssinn für das Besondere und Zufällige im Leben ostfränkischer Käuze und Schwärmer spricht zu uns, etwa im Armenadvokaten Siebenkäs im Reichsmarktflecken Kuhschnappel. Das „Leben des Quintus Fixlein“ ist ein Spiegelbild seines eigenen Hauslehrerdaseins. Es enthüllt uns die Seitenpfade und Winkelzüge heimatlicher Gassen, wie wir sie von Rothenburg und Iphofen her kennen, mit allen Kniffen und beschaulichen Seligkeiten des fränkischen Dorfes oder der fränkischen Kleinstadt.

Zur selben Zeit, als Jean Paul in Bayreuth seine „Politische Fastenpredigt“ schrieb, dichtete der aus Schweinfurt gebürtige *Friedrich Rückert* (Pseud. Freund und Reimar) seinen „Kranz der Zeit“. Wie viele der „Eisernen Sonetten“ und vaterländischen Gesänge dieses „Patriarchen der biedermeierlichen Hauspoesie“, sind auch die zeitbedingten ostfriesischen Satiren längst vergessen. Wir erinnern uns vielleicht noch des früher viel gesungenen Liedes „Aus der Jugendzeit . . .“ oder der „Fünf Märlein“, die Rückert 1813 zur Weihnacht für seine Schwester schrieb, und besonders an das Märchen „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“. An seine Zeit in Ebern von 1809 bis 1821 erinnert sein Sonettenkranz „Agnes Totenfeier“, in dem er mit ergreifenden Worten in 41 Sonetten den Tod seiner Jugendgeliebten, der noch nicht 17-jährigen Agnes Müller, beklagt. Das Versidyll „Rodach“ bewegt heute nur noch den Literaturhistoriker. Seine Stellung in der Weltliteratur verdankt Rückert seinen großen Übersetzungen aus dem persischen und indischen Kulturreich, besonders den Lehrgedichten des Saadi oder Firdusi, den Ghaselen des Hafis oder den arabischen Volksliedern. In seinen Hauptwerken, wie „Die Weisheit der Brahmanen“ offenbart sich sein bedeutendes Sprach- und Formtalent und wie kaum ein anderer hat er viel für den Bildungsausgleich zwischen Ost und West beigetragen. Noch in unseren Tagen werden Dichtungen aus dem Orient, wie die „Indische Liebeslyrik“ in der Nachbildung von Rückert, neu gedruckt.

Er war vorübergehend Kustos an der Nürnberger Stadtbibliothek, weilte als Privatdozent in Jena, lehrte die morgenländischen Sprachen in Erlangen und zuletzt in Berlin und ließ sich für einen geruhsamen Lebensabend auf

einem Landgut bei Coburg nieder, wo er 1866 starb. Wie sehr er sich seiner Heimatstadt Schweinfurt verpflichtet fühlte, dafür zeugt das Wort:

„Von allen Ehren mir am meisten Wert
ist die, womit die Heimatstadt mich ehrt.“

Mutet die Freude an der Form und die Formbewußtheit bei Rückert oft schulmeisterlich an, so ist das Ringen um den sprachlichen Ausdruck, um die künstlerische Erfüllung bei dem Ansbacher *August Graf von Platen* die vollendetste Verkörperung des „L'art pour l'art“. In seinen Oden, Ghaselen, Sonetten und Satiren triumphiert das künstlerische Gesetz und der architektonische Wille, der oft zum überstrengen Schönheitskult übersteigert wird und zur Erstarrung führt. Graf Platen war bayerischer Offizier; er diente in München, studierte in Würzburg an der Alma Julia und verließ die mittelfränkische Heimat 1826 als ein unentwegter einsamer Wanderer zu den sonnengesegneten Landschaften Venedigs und den Kulturen Italiens, wo er 1835 in Syrakus starb. Seine Balladen „Das Grab im Busento“ und „Der Pilgrim von St. Just“ fanden Eingang in die Schulbücher und sein Tristan-Gedicht:

Wer die Schönheit angeschaut mit Augen
ist dem Tode schon anheimgegeben . . .

regte Thomas Mann zu der novellistischen Seelenstudie „Tristan“ an. In der Gestalt des Schriftstellers Achenbach im „Tod von Venedig“ hat Thomas Mann den platonischen Eros personifiziert, in welchem Bild namhafte Literaturhistoriker das Schicksal des Grafen Platen verkörpert sehen. Hans von Hülsen hat seinem Platen-Roman den beziehungsreichen Titel „Den alten Göttern zu“ verliehen und an der Centenarfeier in Syrakus 1935 „vor dem schönsten Dichtergrab der Erde“, wie es Ferdinand Gregorovius genannt hat, in einer offiziellen Gedenkrede die Verdienste des Ansbacher Grafen gewürdigt. Die Vaterstadt Ansbach setzte dem Sänger ein Denkmal und auch Würzburg ließ zur Erinnerung an Platen am wiederaufgebauten Reichartshaus, der ehemaligen „Hirsch-Apotheke“, eine Porträtmaske des Bildhauers Otto Sonnleitner anbringen zur Erinnerung an den Dichter, der in Würzburgs Mauern studierte.

Diese Übersicht über das Schaffen fränkischer Dichter und Schriftsteller bis zur letzten Jahrhundertwende bedarf noch der Ergänzung durch den Erzähler und Dramatiker *Otto Ludwig*. Seine Heimat Eisfeld südlich des Thüringer Waldes gehört stammesmäßig zur Coburger und damit zur ostfränkischen Landschaft. Wie bei Jean Paul sind die Charaktere seiner Gestalten eigenwüchsig und grüblerisch und mit jenem verklärenden Realismus dargestellt, der das Kleinliche und Beschränkte rechtfertigt. Wir denken an „Zwischen Himmel und Erde“, jenen tragischen Bruderzwist in einer thüringischen Kleinstadt, und an die „Heiterethei“, die von der Liebe zweier trotziger junger Menschen handelt und die Ludwig Friedrich Barthel, der fränkische Literaturhistoriker, zu den schönsten Zeugnissen des Humors zählt. Ludwigs Dichtung ist kraftvoll, dramatisch bewegt und voll ernster Wahrheit: „Der Mensch soll nicht sorgen, daß er in den Himmel, sondern daß der Himmel zu ihm komme“.

(wird fortgesetzt)

Im Paradies der Romantik

Das Ailsbachtal bei Rabenstein / von Dr.MH.

Der Maler August schrieb im Jahr 1851: „Es sind herrliche Täler und Berge im Fränkischen Jura, einfach, groß durch Ernst und Einfachheit, faßbar für Bilder, nicht so unerarbeitbar ausgedehnt wie die meisten Hochgebirgsmotive. Es ist bei Ernst große Lieblichkeit und Schönheit. Das Auge geht nicht im Übergroßen ruhelos umher; es findet immer Haltepunkte, um die sich die Details gruppieren. Rottmann (Karl R., 1797–1850) war seinerzeit sehr entzückt von der Fränkischen Schweiz, und verglich sie oft mit griechischen Gegenden...“

Hier ist der heroisch-idyllische Grundcharakter dieser Täler trefflich erfaßt. Aber seltsamerweise fehlt in fast allen Charakterisierungsversuchen der Hinweis, daß diese Auszeichnung nur den Tälern zukommt, deren Reiz durch die Öde und Eintönigkeit der Hochflächen gesteigert wird. Denn wir haben es sozusagen mit einem „umgekehrten Gebirge“ zu tun, mit einem „Getäle“, wenn wir ein kühnes Wort prägen dürfen. Die Gegend ist morphologisch (erdoberflächenförmig) das genaue Gegenteil der alpinen Landschaft, etwa der Schweizer Alpen. Neckischerweise heißt sie aber „Fränkische Schweiz“.

Dem Kenner der Seelengeschichte der europäischen Menschheit ist es selbstverständlich, daß die Landschaft der jetzigen Fränkischen Schweiz, diese unebene und geradezu irrationale Landschaft, dieser „Steingarten Gottes“, in alten Zeiten auf die Gemüter entweder gar nicht oder nur abschreckend wirkte und daß sie in ihrem Reiz erst entdeckt und geliebt werden konnte, als die herkömmliche Naturscheu überwunden war, als in den letzten Zeiten des 18. Jahrhunderts das moderne Naturgefühl aufbrach, als die Reisen in die Schweiz große Mode wurden, als in Streitberg ein findiger Arzt eine „Molkenkuranstalt nach Schweizer Muster“ eröffnete und der kleine Mann auf eine Reise in die echte Schweiz verzichten konnte, weil er „seine“ Schweiz in den heimischen Mittelgebirgen bereisen und durchwandern konnte.

Man müßte, um diesen ganzen Wandel nachzufühlen, einmal einsetzen bei den Spielereien, die die kapriziöse Schwester Friedrichs des Großen, die Markgräfin Friederike Sophie Wilhelmine von Bayreuth um die Mitte des 18. Jahrhunderts noch mit der Natur des Burgwäldchens von Zwernitz-Sanspareil trieb, wo sich die Kultur, ja die Über-Kultur über die Natur lustig zu machen schien, bis zur romantisch demütigen Natur-Verehrung des 19. Jahrhunderts. Und man müßte empfinden, wie gerade in Sanspareil nun wieder die beständigere Natur über die höfische Überkultur siegt und wie dort die romantische Stimmung die Reste des Höfischen überwindet und einbezieht.

Im Fall der Fränkischen Schweiz verlief der Vorgang in seltsamen Bahnen und Stufen: Man ist versucht von einem Treppenwitz der menschlichen Seelengeschichte zu reden; denn die verborgenen Schönheiten der unterirdischen Klüfte und Höhlen wurden hier viel eher entdeckt als die offenliegenden Reize der malerischen Landschaft. Den Fremdenverkehr zogen zuerst die seltsamen Naturmerkwürdigkeiten ins Land; Sage und Geschichte, Burgen und Ruinen, die Zeugnisse der ritterlichen Lebensart, traten unterstützend dazu; die Schönheit der Landschaft selbst ging den Besuchern eigentlich am spätesten auf...

Die romantischen Elemente der Fränkischen Schweiz kulminieren nun gerade im Ailsbachtal innerhalb der paar hundert Meter zwischen dem „Rennerfels“ und der

Streifzüge durch die fränkische Literatur

(Fortsetzung aus Nr. 2/1960)

Im geistigen Schaffensprozeß der Zeit stehen noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts *Georg Friedrich Daumer* aus Nürnberg und *Ignaz von Döllinger* aus Bamberg, zwei religiöse Einzelgänger, denen an dieser Stelle noch zwei Außenseiter gegenübergestellt werden mögen: der geistvolle Spötter und Parodist *Karl Heinrich Ritter von Lang*, ein Zeitgenosse Goethes, und der lachende Philosoph *Karl Julius Weber* aus dem fränkischen Langenburg im Fürstentum Hohenlohe. Die im Buchhandel wieder neu aufgelegten Lebenserinnerungen des Ritters von Lang unter dem Titel „Aus der bösen alten Zeit“ sind eine scharfsichtige Satire des in Altdorf und Göttingen rechtswissenschaftlich gebildeten Kreishauptmanns von Ansbach auf die Ursachen, die zum Untergang des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation führten. Wie seine elf Fahrten der „Hammelburger Reisen“ sind auch die anderen Parodien auf die gesellschaftlichen und geistigen Zustände, besonders in Süddeutschland, nicht als historische Quellen zu werten, obwohl dieser Gründer des Geschichtsvereins des Rezatkreises als der „beste Urkundenkenner seiner Zeit“ gelobt wurde. — Webers „Demokritos“ oder „hinterlassene Papiere eines lachenden Philosophen“ sind eine Sammlung von Aufsätzen, in denen selbst die verborgenen Winkel des menschlichen Daseins spöttelnd belächelt werden.

Im Vormärz stehen noch zwei Denker am gestirnten fränkischen Himmel der Literatur: der Hegelschüler *Ludwig Andreas Feuerbach*, der als Privatdozent an der Erlanger Universität wegen seiner „Gedanken über Tod und Unsterblichkeit“ gemaßregelt wurde, und sein Kritiker Kaspar Schmidt, gen. *Max Stirner*, aus Bayreuth, ein radikaler Individualist und Anarchist, dessen Hauptwerk „Der Einzige und sein Eigentum“ als das „Hohelied eines schrankenlosen Impressionismus“ genannt wird und seinen Verfasser zu einem bedeutenden Vorläufer Friedrich Nietzsches stempelte.

Wir befinden uns in jener Zeit des Übergangs, deren Bild von Wagner und mehr noch von Nietzsche bestimmt wird. Der Philosoph von Sils Maria hatte 1881 die „Morgenröte“, 1882 die „Fröhliche Wissenschaft“ und den „Zarathustra“ verkündet. In Paris demonstriert zur selben Zeit der Begründer des Naturalismus in der Literatur, Emile Zola, ein naturnahes Bild des Menschen in seiner sozialen Funktion unter Auswertung der Vererbungs- und Umweltlehren. 1880 erschien „Nana“, 1885 das Hauptwerk Zolas „Germinal“. Beiden Naturen, dem prophetischen Nietzsche und dem kämpferischen Zola, begegnet in Neapel bzw. in Paris der aus Gnodstadt bei Ochsenfurt gebürtige *Michael Georg Conrad*, der den Ehrgeiz hatte, in einer Romanfolge „Was die Isar rauscht“ den geistigen Niedergang Münchens zur Zeit Ludwigs II. darzustellen. Wenn wir Nadler glauben wollen, „gehörte er zu den sprachgewaltigsten Zeitungslenten dieses Menschenalters“, der etwa einer Gestalt wie Ullrich von Hutten an die Seite zu stellen ist. Er gründete 1885 zusammen mit dem aus Mellrichstadt gebürtigen Oberst *Heinrich von Reder*, mit Wolfgang Kirchbach aus München und Karl Bleibtreu die Zeitschrift „Die Gesellschaft“, aus der fünf Jahre später unter Conrads Vorsitz die „Gesellschaft für modernes Leben“ hervorging mit dem Ziel, den modernen schöpferischen Geist zu pflegen.

Den Schatz der fränkischen Literatur bereicherte Conrad mit dem Heimatroman „Der Herrgott am Grenzstein“, den er im Frühjahr 1904 in der Turmstube der alten Pöpsburg Schloß Schwanberg im Steigerwald schrieb „und“ — wie es in der Vorbemerkung seines Buches heißt — „im Angesicht der lieblichen mainfränkischen Landschaft mit ihren gesegneten Fluren, Weinbergen, Wiesen und Feldern, die den Schauplatz dieses Dorfromans bildet. Kein Einzeler ist der Held der Geschichte. Die ganze Gemeinde spielt mit. Die fränkische Heimatseele wird lebendig und gibt dem Leser ein Stück ihres Lebens zum besten“. — Damit sind wir auf unserem Streifzug bei der Gegenwartsliteratur angelangt und ich will nun im 2. Teil versuchen, einen Querschnitt zu geben durch die fränkische Literatur seit der Jahrhundertwende.

In der Metropole *Unterfrankens*, in Würzburg, wächst zur selben Zeit ein Dichter heran, in dessen ekstatischen Versen eine ganz anders geartete Sprachgewalt nach Ausdruck ringt. Es ist *Max Dauthendey*, der „Farbendichter“, wie ihn Richard Dehmel einmal genannt hat. Er war in jungen Jahren ein mystischer Grübler, der dem Georgekreis nahestand, sich sehr bald aber von diesem entfernte. Nach einer Zeit uferlosen Phantasierens und gefühlvoller, verzückter Hingabe an den Rausch der Farben, dringt er in die Welt der sieben wirklichen Farben ein. Bald schafft er sich mit seinen Liebesliedern, gerichtet an die einzigartige Frau — eine Schwedin — die er heiratete, ferner mit den Balladen, den Gedichtbänden „Das Lusamgärtlein“, mit „Weltpuk“, und die „Geflügelte Erde“ einen Namen, der mit denen der großen Dichter seiner Zeit in einem Atemzug genannt wird. Sein 500 Seiten starkes lyrisches Tagebuch einer Weltreise „Die geflügelte Erde“, nennt der Verfasser „ein Lied der Liebe und der Wunder um sieben Meere“.

Liebe, Naturversunkenheit, Fernweh und Heimatsehnsucht spricht aus Dauthendey's Gedichten, die noch das Unscheinbarste in wunderbarer Weise belebt und beseelt:

„Heut es kein Abend werden will;
In alle Gassen hinein
Steht noch der Frühlingstag still.
Und der Laternen funkelnde Reih'n
Ziehen im letzten Tagesschein
Wie in die Halle des Himmels ein.
Seht auch, es glänzen im Grau
Die Steine der Straßen noch blau.
Der Tag will den Stein nicht verlassen;
Er will ihn als Edelstein fassen
Weil die Menschen darüber gegangen,
Die Menschen zu zwein und mit glühenden Wangen.“

Aber auch in seinen Romanen und Novellen, den „Raubmenschen“, in den japanischen Liebesgeschichten „Die acht Gesichter vom Biwasee“, in seinen Briefen, Tagebüchern und Erinnerungen begegnen wir einer naiv empfindenden, dichterischen Kraft, die den fremdartigen Reiz tropischer Länder ebenso im Schöpfungslicht morgendlicher Frische zu schildern weiß, wie die Reize der heimatlichen Landschaft im Wechsel der Jahreszeiten. Dauthendey war ein schönheitstrunkener, sinnesfroher Franke und gefühlstarker Weltbürger zugleich.

Aber zu Lebzeiten galt er wenig in seiner Vaterstadt, obwohl sich bereits seit vielen Jahren die Weltliteratur mit ihm beschäftigte. Der verehrende Freund und Chronist Friedrich Wencker-Wildberg schreibt in seinen Erinnerungen: „Er führte ein Einsiedlerleben inmitten seiner Vaterstadt, an der er mit heißer Liebe hing und die kein zweiter Dichter von Format so begeistert besungen und gefeiert hat wie er.“

Des „Würzburger Licht“, so heißt es bei D., „das an sonnigen Tagen wie eine blaue Elektrizität rund um die Stadt in den Himmel scheint, kommt mir immer vor, wie aus einem Jubel geboren. Ist es die Stellung der Hügel, die wie Brennspiegel verteilt am Mainufer nach Süden gerichtet stehen? Oder ist es der lange flüssige Spiegel des Mains selbst, der das gewundene Maintal aufhellt, so daß es scheint, als flösse zwischen den Hügeln ein weißes Feuer, das, mit der Sonne vereint, die Weinbeeren an den Geländen kocht? ... Auch der Nüchternste und Lebensmüdeste muß von dem Licht- und Luftstrom der hier Erde und Himmel durchdringt, glücklich gestimmt werden...“

Auf einer zweiten Weltreise, die Dauthendey 1914 angetreten hatte und die seine dichterische Phantasie neu befruchten sollte, wurde er vom Ausbruch des Weltkrieges überrascht und vier Jahre lang in den Tropen festgehalten. Vom Heimweh überwältigt, zerbricht sein gequältes Herz am 29. August 1918. Erst 12 Jahre später wurden seine sterblichen Reste in die Heimat überführt und in einem Ehrengrab der Stadt Würzburg im Lungengärtlein bestattet. — Über glückliche Jahre in Würzburg schrieb sein Freund und Verleger Korfiz Holm in den Aufzeichnungen „Farbiger Abglanz“ ein eigenes Kapitel. Als umfassendes Porträt Dauthendys ist das 1957 von Hermann Gerstner im Verlag Langen/Müller hrsg. Lebensbild „Sieben Meere nahmen mich auf“ zu betrachten.

Wie Dauthendey, so hat auch *Ludwig Derleth*, der 1870 in Gerolzhofen im Vorland des Steigerwaldes zwischen Schweinfurt und Kitzingen geboren wurde und vor 10 Jahren am Luganer See in der Schweiz starb, Stefan George nahegestanden. Sein Weg führte ihn über Nürnberg, wo er von 1885-89 das Melanchton-Gymnasium besuchte, nach München, Paris, Rom und wieder zurück nach München, bis er sich schließlich 1923 in Perchtoldsdorf bei Wien niederließ. Seinen Lebensabend verbrachte der fast erblindete Dichter in San Pietro in der Schweiz.

Derleth führte, die Öffentlichkeit meidend, ein weltbeschauendes Pilgerleben durch viele Länder Europas. Er bekannte: „Mein Herz ist weit und groß genug ‚ein Vaterland nach dem andern in sich aufzunehmen‘. Sein Lebenswerk ist ein mystisches Seelengedicht, einzig in seiner Art und einmalig in der deutschen Dichtung: es ist „Der Fränkische Koran“, ein Hymnus in 15 000 Versen, der in 9 Abenteuern die Pilgerfahrt der Menschenseele auf dem wogenden Meer des Lebens besingt. Nadler nennt den „Fränkischen Koran“ eine Symphonie von Gedichten, Stilarten, Gebeten und Koranversen, von Trinkliedern und Liebesgedichten, von Kirchweihschwänken und übermütigen Parodien. Arthur Krainer, ein anderer Kenner dieses Werkes, sieht in dem Verfasser einen geistigen Enkel Kierkegaards und Überwinder Nietzsches. Das Einzigartige dieser Dichtung beruht in der „völligen Einschmelzung und Neugestaltung allen abendländischen Ideengutes“.

Für *Wilhelm Weigand* (geb. 1862 in Gissigheim bei Tauberbischofsheim), ist die Schönheit das Grundmotiv seines Denkens und Dichtens:

Alles muß in Schönheit enden, . . .
Schönheit ist des Lebens Ziel.

In seinen formschönen und gedankenreichen Essays wie in seinen Dramen und erzählenden Büchern erweist er sich als ein Gegenspieler des Naturalismus. Seine Liebe gehört dem aristokratischen Frankreich, seiner hohen Kultur und exklusiven Lebenskunst. Er verschließt sich aber nicht den Fragen der Gegenwart. Seine Novellen „Von festlichen Tischen“, „Der Messiaszüchter“ und „Weinland“ sind kunstvoll gestaltet und zeigen, wie tief seine Kunst im Fränkischen heimatverwurzelt ist. Sein episches Werk gipfelt in den Romanen „Die Frankenthaler“, „Die ewige Scholle“ und „Die Gärten Gottes“. Mit überlegenem Humor werden in den „Frankenthalern“ typische Gegenwartsbilder einer fränkischen Kleinstadt den Erinnerungen an die Vergangenheit gegenübergestellt. Kunstvoll werden die Begebenheiten um den Dr. der Medizin Heinrich Merkel komponiert und die Enge der Kleinstadt weitet sich zu einem köstlich-zeitlosen Naturbild.

Weigand ist im Dezember 1949 im Alter von 87 Jahren in München verstorben. Sein Haus war um die Jahrhundertwende gesellschaftlicher und geistiger Mittelpunkt der bayerischen Metropole, in dem sich alles traf, was in der Kunst Rang und Namen hatte.

War Würzburg für Dauthendey die unvergeßliche Wahlheimat, so ist sie für Leonhard Frank die Stätte der Geburt und für andere Dichter und Denker der Magnet, der um die Jahrhundertwende viele schöpferische Geister unwiderstehlich anzog. Den Zauber dieser bischöflichen Residenz- und Universitätsstadt hat *Friedrich Wencker-Wildberg*, ein Sohn der Stadt, der jetzt auf dem Wildberghof bei Offenheim seinen Lebensabend verbringt, in seinen Jugenderinnerungen „Würzburg um die Jahrhundertwende“ eingefangen. Sein Buch ist mit mehr als 90 lokalgeschichtlich bedeutsamen Photos ausgestattet und ein leicht lesbares und anekdotenreiches Kulturbild-Mosaik.

Leonhard Frank hat in der „Räuberbande“ und nachher immer wieder Würzburg zum Schauplatz oder zum Ausgangspunkt seiner Romane gewählt, weil er, wie er bekannte, „zu seiner Heimatstadt die stärkste Gefühlsbeziehung habe“. Mit 32 Jahren schrieb Frank, der Sohn eines Würzburger Schreineres, den Roman „Die Räuberbande“, für den er mit dem Fontanepreis ausgezeichnet wurde. Das war im Jahre 1914. Mit dem „Ochsenfurter Männerquartett“ von 1925 und den „Jüngern Jesu“ von 1949 bildet der Roman der Jugendjahre eine Trilogie, der die sozialen Verhältnisse der Vor- und Nachkriegszeit scharf unter die Lupe nimmt. Die Räuber- und Indianerromantik der Würzburger Lehrlinge, ihre Streiche, Versammlungen, Reden und Taten als Protest gegen das Spießbürgertum und die Erziehungsmethoden der Vorkriegszeit, die Entwicklung der Charaktere und ihre Bewährung oder ihr Versagen im Kleinbürgertum und Alltagsleben wird vor dem Hintergrund des alten Würzburg geschildert, dessen enge Menschenwelt im schönen und weiten Maintal zum Sinnbild menschlichen Lebens werden. In den nachfolgenden Romanen und Novellen wird der Verfasser zum Eiferer und Ankläger menschlicher Schuld, zum Kriegsgegner und Anwalt der Arbeitslosen. Im „Ochsenfurter Männerquartett“ von 1927 wird der Untergang der Stadt mit den 30 Kirchtürmen bereits vorausgeahnt, und in

den „Jüngern Jesu“ von 1949, dem Roman einer Jungengruppe, die korrigierend in die Welt der Erwachsenen eingreift, um der Gerechtigkeit zum Siege zu verhelfen, stehen wir in der von Bomben verwüsteten Stadt. In seinem autobiographischen Roman „Links, wo das Herz ist“, gibt Frank noch einmal einen Rückblick auf die Jahre in Würzburg und im Elternhaus, auf die stürmisch bewegte Zeit der Jahrhundertwende und auf seinen Lebensweg in der Sicht eines Mannes, der die Welt nicht mit dem Intellekt, sondern mit dem Herzen erlebt hat, mit dem heißen, streitbaren Gefühl für die Armen und Bedrängten. Der mit dem Kulturpreis der Stadt Nürnberg und der Silbernen Plakette der Stadt Würzburg ausgezeichnete Direktor lebt heute — nach mancherlei Enttäuschungen in seiner Heimat — in München. Politik und Gesinnung haben Leonhard Frank dazu bewegt, seiner Heimatstadt und seinem Heimatland immer wieder den Rücken zu kehren.

Bei *Hermann Gerstner*, Wolf Justin Hartmann und Friedrich Schnack ist es, ähnlich wie bei Max Dauthendey, das Fernweh, das diese mainfränkischen Dichter zum Wanderstab greifen läßt. Wieder ist es Würzburg, das Gerstner, der heimgekehrte Wandervogel, in seinem Roman „Jugendmelodie“ verherrlicht. „Würzburg — das ist Kindheit und Jugend, über der die Glocken der vieltürmigen Stadt läuten! Als Sohn eines Baumeisters streifte ich durch die mittelalterlichen Gassen und Höfe, schaute durch die bunten Glasfenster der gotischen Kirchen, bewunderte die barocke Pracht der fürstlichen Residenz und stand entzückt vor den zierlichen Fassaden des Rokoko.“ Fränkisch sind auch die „Herzhaften Gesänge“ und der Roman „Zwischen den Kriegen“, der das Schicksal einer Familie zwischen 1866 und 1914 zum Thema hat. Nach Italien und zu den Geheimnissen Afrikas weist der Roman „Mit Helge südwärts“, während der Roman „Lucienne und ihre Kavalier“ den Leser nach Paris führte. „Landschaften der Erde, — Landschaften der Seele, dies sind die beiden Pole meiner Arbeit“. Gerstner war längere Zeit wissenschaftlicher Bibliothekar in Bamberg und schrieb die erste dokumentarische Biographie der Brüder Grimm.

Auch der aus Marktbreit gebürtige *Wolf Justin Hartmann*, setzte der Stadt seiner Jugend- und Studienjahre mit einem Roman „Ein Glanz lag über der Stadt“ ein schönes Denkmal. Dieser Glanz der Stadt am Main umstrahlt die reine Jugendliebe zweier Menschen. Das tragische Ende dieser Liebe läßt den Jüngling unter Schmerzen zum Mann reifen. Dieser Roman führt den Leser mitten hinein in die heitere Schönheit des alten Würzburg vor den zwei Weltkriegen; jene Schönheit, die 1945 in wenigen Minuten erlosch: „Weit über die Weinberge hin war im Land ringsum das brennende Herz von Franken an der Brust des Himmels zu sehen. Eine geballte Wolke stand am Tage über der Stätte, daß die Sonne vergeblich suchte, die Trümmer zu liebkosen.“

Die früheren Romane und ein Drama des fränkischen Dichters haben den Krieg, die Gefangenschaft und die Seefahrt zum Thema. 1948 aber gewinnen in dem Roman des Urwalds „Das Papageiennest“ langjährige Erlebnisse der südamerikanischen Wildnis Form und Farbe in einem glutvollen Gemälde, das Verblendung und Verzauberung ausstrahlt.

Auch der naturselige *Friedrich Schnack* aus Rieneck in Unterfranken schrieb mit dem Roman eines Heimkehrers „Sebastian im Wald“ einen Waldroman, der mit dem tragischen Kindheitsroman „Beatus und Sabine“ und „Die Orgel des Himmels“ eine Dichtung der fränkischen Landschaft darstellt. Sie

ist jetzt unter dem Titel „Die brennende Liebe“ zusammengefaßt. „Meisterhaft“, schreibt Franz Lennartz, „ist hier seelisches Geschehen gestaltet, das symbolisch Morgen, Mittag und Abend, Frühe, Reifezeit und Lebensherbst allgemeingültig spiegelt“.

Der mainfränkischen Landschaft verdanken wir auch „Die Goldgräber in Franken“, den Roman „Das Zauberauto“ und viele Gedichte, die unter dem Titel „Die Lebensjahre“ (1951) zusammengefaßt sind. Rhön und Spessart, Rieneck (das kleine bäuerliche Residenzstädtchen im Maindreieck zwischen Würzburg und Wertheim) und Hammelburg wurden in Friedrich Schnacks Dichtung lebendig. Stifter'sche Naturnähe und der wache Sinn für die Realität des Lebens, legitimiert durch das frühere Wirken im Bankwesen und in der Elektro-Industrie in Würzburg, Fürth, Nürnberg u.a. O. zeichnen seine Bücher aus. Er war auch der berufenste Mitarbeiter an Westermanns Deutschlandbuch (1951, hsg. von Bernhard Klaffke), in welchem er das Seltsame und Köstliche der fränkischen Kulturgärten zwischen Altmühl und Main, zwischen Tauber und Pegnitz unnachahmlich besingt.

Dieser fränkische Lyriker und Erzähler hatte aber auch in seiner Dichtung die Spannung zwischen Heimat und Welt auszutragen. Wie Platen und Dauthendey, Gerstner, Hartmann und Leonhard Frank dränge es den schon während des Ersten Weltkrieges in die Türkei und nach Kleinasien verschlagenen Dichter nach Afrika und Madagaskar. Aber aus seinen Erlebnissen und Studien entstehen keine „Fluchbücher wie bei Leonhard Frank, sondern Naturdichtungen in einer glücklichen Synthese von Naturfreude und Menschenliebe, von Naturerkenntnis und weltentrückter Verzauberung, von Heimatliebe und Fernweh.

Den mit dem Preis der Preußischen Dichterakademie und dem Lessingpreis ausgezeichneten Dichter nannte Oskar Loerke „einen Meister der Melodie, einen der magisch Mächtigen in der heutigen Dichtung“. Und Ernst Wiechert würdigt das weitverzweigte Lebenswerk Friedrich Schnacks mit den Worten: „Ein leiser Wanderer, der stille steht und lauscht, dem das Geheimnis der Ewigkeit aufgegangen ist: der Erdperioden, der Urwälder, der Sterne, Blüten, Menschen und Tiere... Ein Schweigender in einem fremden Tempel, ein Kind am Zaun des Paradieses“.

Wie Friedrich Schnack, so ist auch sein jüngerer Bruder *Anton Schnack* ein Dichter, der die Naturwunder in Heimat und Fremde besingt. Seine Gedichte sind köstliche Gaben eines modernen Romantikers, seine Romane und Erzählungen feingeschliffene Prosadichtung und farbige Impression. Um kleine Erlebnisse und Kindheits Erinnerungen ranken sich die als Episoden, liebenswürdige Porträts und Landschaftsbilder in die Literatur eingegangen sind. Landschaften wie die „fränkischen Fluß-Schleifen“; die Sinn, die fränkische Saale, der Main — oder die Landschaften des Weins, wie die Hänge um Hammelburg oder Würzburg, — Gedichte, die dem Main gewidmet sind oder der „Fränkischen Heerstraße“, Miniaturen, wie die besinnliche Kalender-Kantate „Das Fränkische Jahr“, Arabesken um das „ABC“ und Balladen aus unserer Zeit, wie „Der Annoncenleser“, die Fingerzeig, Mahnung und Übermut sein wollen, genährt aus den „Wundern der Alltäglichkeit“.

Wir kommen zu *Anton Dörfler*, dem Lehrer, Schulreformer, Wandervogel und Heimatdichter, der — 1890 in München geboren — seine Jugend in Würzburg verlebte und für lange Jahre Franken zu seiner Wahlheimat

machte. Hier schrieb er den mit dem Raabe-Preis ausgezeichneten Lebensbericht einer Töpferfamilie „Der tausendjährige Krug“, ein Symbol der Treue zum uralten Handwerk. Der Roman, in dem die geheimnisvollen Kräfte eines Geschlechts in einem prachtvollen Vater Gestalt gewinnen, der den Geist des Hauses hütet und mit den Söhnen um diesen Geist ringt, hinterläßt einen starken Eindruck. — Dies gilt auch von dem zweiten bedeutenden Roman Anton Dörflers, „Die ewige Brücke“, dem Entwicklungsroman eines jungen Orgelbauers aus der Kriegs- und Nachkriegszeit. — Wendelin — in dem gleichnamigen Roman — ist der Nachkomme eines glücksuchenden Schusters. Die Unrast des Vaters läßt auch ihn nicht zur Ruhe kommen; aber sein Sehnen und Suchen findet erst in der künstlerischen Berufung eines seiner Söhne Erfüllung. — Im „Geheimnis der Myrte“ haben wir einen Frauen- und Entwicklungsroman vor uns, der uns von dem Schicksal eines Mädchens erzählt, das in früher Jugend die Tragik einer zerrütteten Ehe seiner Eltern an sich erfahren muß. — Auch „Der Weg aus der Brunnenstube“, der viel gelesene Roman „Die schöne Würzburgerin“ und viele Erzählungen atmen den Geist fränkischer Heimatromane. Leider sind viele von ihnen vergriffen. Dörfler hat sich in Seeshaupt am Starnberger See niedergelassen und es steht zu hoffen, daß der im Geiste Pestalozzis wirkende Heimat- und Menschenfreund die noch ausstehenden großen Romanarbeiten der letzten Jahre zum Abschluß bringt.

Volkserzieher in der Nachfolge Pestalozzis ist auch *Leo Weismantel* aus dem fränkischen Rhöndorf Obersinn, wo er 1888 geboren wurde. Seine pädagogischen und künstlerischen Ziele fußen in der Auseinandersetzung zwischen christlicher Überlieferung und modernem Rationalismus als kultureller Ausdruck des westdeutschen Katholizismus. Während er seine kulturpolitischen Gedanken als Abgeordneter der Zentrumspartei im Bayer. Landtag verfocht, suchte er seine pädagogischen und volkserzieherischen Ideale an der von ihm in Marktbreit gegründeten „Schule der Volkschaft für Volkskunde und Erziehungswesen“ und in zahlreichen temperamentvoll geschriebenen Schriften zu verwirklichen. Er gründete den Bühnenvolksbund und schrieb zahlreiche Bühnenwerke, Volks- und Puppenspiele. Aber erst mit seiner Romantrilogie vom Untergang eines Rhöndorfer Mädes Romanen „Das alte Dorf“, „Das Sterben in den Gassen“ und „Die Geschichte des Hauses Herkommen“ schuf Weismantel ein Werk von überzeugender Darstellungskraft und epischer Abgeklärtheit, daß diese Trilogie hoch über die heute so verpönte Heimatdichtung emporhebt.

Für unsere Betrachtung bemerkenswert sind noch die seit 1936 erscheinenden Künstlerromane um Riemenschneider, Veit Stoß, Grünewald und Albrecht Dürer sowie die Romane „Sibylle“, Visionen um den Bamberger Dom, und die Tagebuchaufzeichnungen der Äbtissin Pirkheimer, die vom zwangsläufigen Aussterben der „Letzten von Sankt Klaren“ und ihres Nürnberger Nonnenklosters zur Reformationszeit erzählen. In der Selbstdarstellung „Jahre des Werdens“ wird das Wesen des Dichters aus seiner Entwicklung gedeutet. Sie umfaßt Kindheit, Schülerjahre und Studienzeit bis zum Jahre 1914. Der 70 jährige Dichter wohnt jetzt in Jugenheim a. d. Bergstraße.

Diese Betrachtung über fränkische Dichter des Maintals muß notgedrungen unvollständig bleiben. Es fehlen in diesem Mosaikbild farbige und profilierte Figuren, — es fehlen Namen wie der Aschaffener Lyriker *Julius*

Maria Becker und der aus Marktbreit stammende Literaturhistoriker Essayist und Dichter *Ludwig Friedrich Bartel*. Seine Gedichte und seine Aufsätze über Binding, Mörike und Stifter, die Erzählung „Runkula“ („Das Tagebuch eines Karnickels“) und der Briefroman „Die goldenen Spiele“ haben längst eine dankbare Lesegemeinde gefunden.

Wenden wir uns nach Ober- und Mittelfranken, so will es scheinen, als ob der Strom der Poesie spärlicher fließe. Manche Namen sind verklungen, die noch vor 20 Jahren auch in unseren Volksbüchereien einen guten Klang hatten. Ich erinnere an die Bauerngeschichten aus dem Bayreuther Land von Hans Räithel, in denen sich das dörfliche Leben nach altem fränkischen Gesetz abspielt. Ehe und Familie sind die Mächte, die für den Einzelnen zum bestimmenden Schicksal werden. Da kann z. B. eine verschwendische Bäuerin nicht nur einen großen Hof in Gefahr bringen, sondern auch die Tochter mit ihrem jungen Bauern ins Unglück stürzen, wie in dem Roman „Der Pfennig im Haushalt“. Oder ein herrischer Vater will, wie in „Annamaig“, dem Sohn aus äußeren Gründen ein unansehnliches Mädchen aufdrängen. Im „Schusterhans und seinen drei Gesponsen“ vom gleichen Verfasser belebt ein erfrischender Humor die fränkische Dorfgeschichte.

Auch eine zarte Liebesgeschichte von *Andreas Zeidler* „Fränkischer Sommer“ spielt in der sommerlichen Landschaft Oberfrankens und *Karl Paetzel* hat den Frankenwald zum Schauplatz einer Bauerngeschichte gewählt mit dem Titel „Ottenhannadel“. So verdienstvoll diese Bemühungen sind, den oberfränkischen Menschen in seiner Landschaft und traditionsgebundenen Umwelt darzustellen, so reichen doch diese Gestaltungen nicht aus, ihren Platz in der Literaturgeschichte zu behaupten. Dies gilt wohl auch für die kulturgeschichtlichen Romane „Im Tauwind“ und „Maskenball des Herzens“ von Sophie Hoehstetter, die uns in das markgräfliche Bayreuth führen.

Erst mit Jakob Wassermann begegnen wir in Mittelfranken einem Schriftsteller mit dem „Blick in das Gewebe der Epoche“, einem Dichter, der den Anspruch erheben darf, daß die von ihm aufgegriffenen Lebensprobleme zur Unruhe des menschlichen Herzens werden. Er ist kein Heimatdichter im Sinne der Literaturgeschichte. Aber in vielen seiner Romane ist es das persönlichste Anliegen des Verfassers, Motive und Worte fränkisch zu färben; Ich verweise auf die Untersuchungen von Frau Inge Meidinger-Geise über die „Heimatliche Atmosphäre in der Dichtung Jakob Wassermanns“, deren Ergebnis sie vor etwa 10 Jahren in den „Nürnberger Heften“ veröffentlicht hat.

Jakob Wassermann gilt als prominenter Vertreter der Neuromantik, die typische Erscheinungen der neuromantischen Gesellschaft zu gestalten suchte. Ähnlich wie Ricarda Huch bedient er sich bei der Auswahl sowohl historischer Stoffe wie moderner Zeitprobleme. 1873 in Fürth geboren, erwacht in ihm früh die Sehnsucht nach einem neuen Leben, nach einer neuen Menschheit. Als Jude setzt er sich zunächst mit seiner Herkunft und seiner Abstammung auseinander in seinem Erstlingsroman „Die Juden von Zirndorf“. In einem Vorspiel im Stil einer Chronik erfährt der Leser von dem bedrückten und gequälten Leben der Juden um Fürth und Nürnberg im 17. Jahrhundert, was nicht zuletzt auf die selbst gegebenen und längst erstarrten Gesetze der jüdischen Gemeinden zurückzuführen ist. Das Gerücht von einem Erlöser aus dem Osten, der ihre Lebensgier aufflammen läßt, erweist sich als trügerisch. Der Erlöser Sabbatai Zewi

ist zum Islam übergetreten. Die alte Bedrängnis unter den Juden setzt wieder ein. Sie gründen ein Dorf und nennen es Zionsdorf — die Christen nennen es Zirndorf. Schicksal und Charakter des falschen Erlösers erscheinen dem Verfasser typisch für das Schicksal des jüdischen Volkes. Sein Charakter ist sein Schicksal. — Der 2. Teil des Romans spielt dann in der Gegenwart. Der junge Zirndorfer Jude Agathon Geyer überwindet für sich die selbst-geschmiedeten Fesseln des Gesetzes. In ihm verkörpert sich der neue Mensch, der den Sklaven und Asketen in sich überwunden hat.

Zum Symbol menschlicher Reinheit in einer Welt mit der „Trägheit des Herzens“ gestaltet Wassermann seinen „Caspar Hauser“ in dem gleichnamigen Roman. Dieser rätselhafte Findling, der 1882 in Nürnberg auf-tauchte und wenige Jahre später im Schloßpark von Ansbach ermordet wurde, ist für den Verfasser ein Mensch ohne Sünde, ein märchenhaftes Geschöpf aus dem dunklen Nirgendwo, die reine Stimme der Natur. „Seine Seele gleicht einem kostbaren Edelstein, den noch keine habgierige Hand betastet hat“. Erst in den Händen der Prinzipienmenschen wird sein Antlitz zum Betrügerantlitz gestempelt und er geht zugrunde, lange bevor ihn der Dolch des Mörders trifft. -

In den Geburtsort des Parzivaldichters Wolfram von Eschenbach führt uns das Schicksal des genialen Musikanten Daniel Nothafft in dem Roman Wassermanns „Das Gänsemännchen“, der in den letzten Jahren vor dem 1. Weltkrieg entstanden ist. Auf wechselnden Schauplätzen, die uns immer wieder nach Nürnberg und Wolframs-Eschenbach führen, zeichnen sich die Wege und Irrwege eines Mannes ab, den wir als Urbild des deutschen Künstlers empfinden; eines Musikers, der alles aus sich und seiner Einsamkeit schöpft, der nur eines vor sich sieht: das Werk, die prometheische Symphonie; eines Mannes zwischen den Frauen auf dem Hintergrund einer Gesellschaft, mit der er verfeindet ist, — eine symbolische Figur, wie Caspar Hauser und der Zirndorfer Jude Agathon Geyer. — Der Verfasser, der sie zusammen mit vielen anderen Gestalten in anderen Romanen und Erzählungen schuf, verstarb 1934 in Altaussee in der Steiermark.

Auch Bernhard Kellermann begann als Neuromantiker, wie Wassermann, und ist wie dieser 1879 in der gleichen Stadt Fürth geboren. Die Menschen seiner Romane „Yester und Li“ und „Ingeborg“ sind Getriebene, sie handeln nicht, sie sind wunschlos oder naturseelig, die nur von ihren Gefühlen, von Sehnsucht und Liebe sprechen. In dem Roman „Das Meer“ zeichnet er das Leben von Fischern auf einer bretonischen Insel, mit denen der Erzähler hinaus aufs Meer zieht und mit ihnen trinkt und singt, ihre Mädchen liebt und sie wieder verläßt, um davon zu gehen, „denn die Jagdgründe des Lebens sind groß“. Mit seinem Zukunftsroman „Der Tunnel“ erzielte Kellermann einen großen Erfolg. Mit dem Projekt einer submarinen Bahnlinie von New York zur Biskaya, das bis zur Selbstentäußerung vorangetrieben, aber nicht verwirklicht wird, will der Verfasser die Probleme der fortschreitenden Technisierung, der Entseelung der Arbeit, der Vermassung und der menschlichen Reaktion aufzeigen, die als Panik und Revolte dem katastrophalen Zusammenstoß von Naturkraft und Technik folgen. Landschaft, Volk und Geschichte bieten dem aus Fürth gebürtigen Archivar und Schriftsteller August Sperrl die unerschöpflichen Stoffe für seine Romane und Erzählungen. Auf seine familiengeschichtlichen Forschungen in Amberg geht seine „Fahrt nach der alten Urkunde“ zurück, die wohl noch von Adalbert Stifter beeinflusst ist. Ihr folgt schon wenige Jahre später der zwiebändige Roman,

„Die Söhne des Herrn Budiwoj“, der vom Kampf deutscher Geschlechter um Böhmen im 13. Jahrhundert erzielt. Diesem grenzländischen Roman läßt Sperl den „Hans Georg Portner“, und die Erzählung „Richiza“ folgen, die er als Archivar des fürstlichen Hauses Castell schrieb. Sie ist die Verherrlichung einer zeitlosen Liebestreue und des fränkischen Landes am Main und Steigerwald. Von der unglücklichen Liebe eines Ratsschreibers erzählt die Novelle „Der Ratsschreiber von Landshut“ und als Direktor des Staatsarchivs in Würzburg schrieb Sperl die drei Romane „Burschen heraus“, „Der Archivar“ und den Riemenschneiderroman „Der Bildschnitzer von Würzburg“. In den heitergestimmten Berufsroman „Der Archivar“ sind die oberpfälzische Stadt Amberg und die böhmischen Berge und Grenz-wälder liebevoll in die Handlung einbezogen. Die Romane Sperls, der 1926 verstorben ist, geraten mehr und mehr in Vergessenheit, und werden kaum wieder aufgelegt. Wo sie aber in Büchereien mit größeren und älteren Beständen noch vorhanden sind, dürften sie bei Lesern mit Sinn für Gewachsenes und Überliefertes dankbare Aufnahme finden.

Der 1890 in Gleisshammer bei Nürnberg geborene *Eugen Ortner* ist zuerst mit Volksspielen und Dramen hervorgetreten, die von Hauptmann und Wedekind her beeinflusst waren. Mit seinem „Meier Helmbrecht“ hatte der Dichter 1927 seinen großen Bühnenerfolg. In dieser dramatisierten mittelhochdeutschen Erzählung von dem Schicksal eines Bauernjungen, der dem Zwiespalt von Stadt und Dorf zum Opfer fällt, spiegelt sich die Not der entwurzelten deutschen Nachkriegsjugend. Für unsere Betrachtung wichtiger sind die Barockromane um Georg Friedrich Händel und den Würzburger Baumeister „Balthasar Neumann“ mit dem gleichnamigen Titel, ferner die Romane „Glück und Macht der Fugger“ und „Das Weltreich der Fugger“, in denen der ungeahnte Aufstieg der fürstlichen Kaufleute und ihr strahlender Ruhm veranschaulicht werden. In dem biographischen Roman „Ein Mann kuriert Europa“ erzählt Ortner das an dramatischen Höhepunkten reiche Leben des weltberühmten Wasserdoktors Sebastian Kneipp. Zusammenfassend kann gesagt werden, daß es dem Verfasser in seinen epischen Werken gelungen ist, eine bestimmte Zeit durch eine charakteristische Persönlichkeit zu symbolisieren. Ortner hat im März 1947 die Feder aus der Hand legen müssen. Er ist in Traunstein verstorben.

Der Erzähler, Lyriker und Dramatiker *Ernst Penzoldt* — 1892 als Sohn eines Erlanger Internisten geboren, und 1955 in München an einem Herz-anfall überraschend gestorben — studierte zunächst an der Weimarer Kunst-akademie als Schüler von Egger-Lienz, und später in Kassel. Diese Liebe zur bildenden Kunst, zu Bildhauerei, Scherenschnitt, Zeichnung, Aquarell und Ölbild hat er nie auf gegeben. Er schnitzte Bildwerke und schuf Eisen-guß-Reliefs und Porträt-Büsten, so auch Bildnisse Hans Carossas und des Grafen Platen als ein vielseitig begabter Künstler und Dichter, mit einer Vorliebe für das Märchenhafte, freundlich Verspielte und vertäumte Abenteuer. Unter dem Pseudonym Fritz Fliege illustrierte er viele Bücher seines Schwagers und Verlegers Ernst Heimeran. Von seinen Prosawerken sind besonders der Roman „Die Powenzbande“ und „Die Leute aus der Mohren-apotheke“ bekannt geworden. „Etienne und Luise“ ist eine der schönsten Liebesgeschichten. Penzoldts gesammelte Erzählungen erschienen unter dem Titel „Süße Bitternis“. Die sind zumeist in der fränkischen Kleinstadtwelt angesiedelt und mit Kindheitserlebnissen und autobiographischen Elementen

durchsetzt. „Die alte fränkische Hinterwelt zaubert er in die Gegenwart zurück, oft sind es wunderbare Begebenheiten des Herzens, in denen sich der Himmel auf Erden spiegelt, manchmal aber auch Parodien, wie die Taten der „Powenzbande“ in denen der Verfasser das Spießbürgertum einer Kleinstadt ironisiert. — Erich Kästner charakterisierte einmal den Grundzug im Wesen seines Freundes mit den Worten:

„Ein poetischer Jüngling, mit schwärmerischem Anflug, naiv und anmutig, verschmitzt und verspielt, am Leben und am Tode rätselnd, ins Träumen verliebt, dem Guten im Schönen auf der Spur, von Haus aus fränkisch, im Wesen ein wenig altfränkisch.“

Penzold war Mitglied des Direktoriums des Deutschen Pen-Clubs und wurde 1949 mit dem Literaturpreis der Stadt München ausgezeichnet. — *Hermann Kesten*, den Kosmopoliten, in den Kreis unserer Betrachtung zu ziehen, mag gewagt erscheinen, denn seine von Skepsis, Ironie und Sarkasmus erfüllten Romane haben wenig mit fränkischer Literatur zu tun. Dennoch ist Kesten, der im Jahre 1900 in Nürnberg geboren wurde, der einzige unter den lebenden Schriftstellern Nürnbergs, der Weltgeltung erlangt hat. Seine Romane sind in fast allen europäischen Kultursprachen und selbst ins Chinesische und Japanische übersetzt und die Vaterstadt verlieh ihm 1951 den Kulturpreis für Dichtung. In einem seiner Hauptwerke, dem Roman „Die Zwillinge von Nürnberg“, schildert der Verfasser ein Familienschicksal aus den Jahren von 1918 bis 1945. Dieses Schicksal der Zwillingsschwester wird vertieft zu einem Schicksalsbild des deutschen Volkes. Es ist ein Spiegelbild der Zeit, in der die Humanität verachtet und mit Füßen getreten wurde. Auch der Roman „Die Kinder von Gernica“, der im spanischen Bürgerkrieg spielt, enthält eine Szene, für die unsere Nachbarstadt Fürth den äußeren Rahmen lief. Kesten schrieb noch einen Roman „Der Scharlatan“, in dem auch Jugenderinnerungen des Nürnberger Gymnasiasten eingefangen sind, und die großen biographischen Zeitbilder „Copernicus und seine Welt“ und den Roman über Philipp II., „Ich, der König“, ein phantastisches Panorama in dunklen und grellen Farben. Hier wie auch in anderen Werken Hermann Kestens zeigt sich der Verfasser als Moralist und Kämpfer für Freiheit und Wahrhaftigkeit im Denken wie im Handeln. Bei aller Skepsis aber bekennt er: Mein Blut und die lebendige Kraft in mir lassen mich an die Schönheit der Welt und des Lebens glauben. Also zweifle und glaube ich zugleich. „Ich bin Individualist, und ich hasse die kollektiven Träume vom kollektiven Glück“: Deshalb emigrierte Kesten 1933 nach Amsterdam und Paris und später nach New York, deshalb aber auch kehrte er 1950 in seine Vaterstadt besuchsweise zurück. — Wer Kesten verstehen will, der lese neben seinen Romanen und Biographien seinen berühmten Essayband „Meine Freunde die Poeten“ und sein neues Buch „Dichter im Cafe“.

Zu Kestens Freunden zählte nicht *Karl Bröger*, der Nürnberger Arbeiterdichter, der im März 1886 in ein eben nicht beneidenswertes Dasein trat und nach einer schweren Kindheit und Jugend als Kaufmannslehrling und Arbeiter sich den Zugang zur deutschen Geisteswelt erkämpfte. Eine Sammlung erster Gedichte „Die singende Stadt“ erschien bereits vor dem 1. Weltkrieg. Bröger erringt sich eine Stellung als Redakteur in einer Nürnberger Arbeiterzeitung, schult sich an Friedrich Hebel und zieht 1914 in den Krieg, aus dem er schwerverwundet zurückkehrt. Sprach aus den ersten Gedichten noch die drohende Stimme des Arbeiters, der sich auflehnt gegen

die Maschinentyrannie, so läßt die „Hymne an einen Baum“ ergreifend den Zukunftsglauben des jungen Dichters erkennen. Aber erst mit dem „Bekenntnis“ zu dem gefährdeten Deutschland von 1914:

„Immer haben wir eine Liebe zu dir gekannt,
bloß wir haben sie nie mit einem Namen genannt.

Als man uns rief, da zogen wir schweigend fort,
auf den Lippen nicht, aber im Herzen das Wort — Deutschland.“

errang sich der Nürnberger Arbeiterdichter in allen Volksschichten das Ohr der Nation — und der damalige Kanzler zitierte im Reichstag das Wort:

Herrlich zeigte es aber deine größte Gefahr,
daß dein ärmster Sohn auch dein getreuester war.
Denk es, o Deutschland.

In den Kriegsgedichtbänden „Kamerad, als wir marschierst“ und „Soldaten der Erde“, die das Kriegsschicksal beschwören, kündigt sich schon die Sehnsucht nach brüderlicher Verbundenheit in der sich vorbereitenden Zeitenwende an.

Dem namenlosen Heldentum an der Front setzte Bröger ein Denkmal mit den Erzählungen „Der unbekannte Soldat“, denen 1929 noch die Geschichte einer Kameradschaft mit dem Titel „Bunker 17“ folgt, in der er die Erlebnisse einer Maschinengewehrgruppe an der Flandernfront gestaltet. — „Ein proletarisches Bekenntnis zum Geistigen Leben“ nennt Albert Soergel den biographischen Roman „Der Held im Schatten“ von 1920, der die Schattenseiten im Leben des Lehrlings und Handarbeiters bloßlegt und zeigt, daß der Held in seinem Ringen zwischen dem Hang zur Einsamkeit und dem Drang zur Gemeinschaft größer ist als sein Schicksal. Der Ausbruch des Weltkrieges zeigt Bröger als geistigen Führer in der Arbeiterbewegung und Theaterkritiker einer Zeitung. — Leider ist der 2. Teil des Romans, der während des Dritten Reiches nicht erscheinen konnte, im Spätsommer 1943 zusammen mit unersetzlichen Tagebüchern, Briefen und anderen Manuskripten den Bomben zum Opfer gefallen.

Bröger schrieb noch das Hohelied einer Mutter in dem Roman „Guldenschuh“, in dem das alte Nürnberg zur Zeit des Bauernkrieges lebendig wird, sowie einige andere Romane und Erzählungen, so den Roman „Nürnberg“, der Roman einer Stadt, in dem er einen früheren Kollegen der Redaktion, dem Lokalhistoriker Georg Gärtner, in der Gestalt des geschichtsschreibenden Handwerksmeister ein prächtiges literarisches Denkmal setzte. — Großen Erfolg hatte Bröger auch mit seiner lustigen Schelmenchronik „Epelein von Gailingen“, dem autobiographischen Büchlein „Vier und ihr Vater“ und dem Gedichtband „Der blühende Hammer“, — Bücher, die längst vergriffen sind. Während des 2. Weltkrieges wurde sein Nürnberger Heim von Brandbomben zerstört. In seinem Asyl in Kraftshof ist der Dichter 1944 an einem Halsleiden gestorben.

Wenigen von uns dürfte bekannt sein, daß K. Br. in den Jahren nach dem 1. Weltkrieg auch als Dozent an der Städtischen Volkshochschule Nürnberg wirkte und daß er die Unterhaltungsbeilage seiner Zeitung „Die Furche“, zu einem Organ der Volksbildung ausbaute. — 1954, 10 Jahre nach seinem Tod, erschien mit Unterstützung der Stadt Nürnberg im Verlag der „Nürnberger Presse“ eine Auswahl seiner Gedichte als Gedenkausgabe unter dem Titel „Bekenntnis“, in der Gedanke, Gefühl und Gestalt des zuweilen mißverstandenen Dichters unverfälscht zum Ausdruck kommt.